

Journalistenausbildung, Empirie und Auftragsforschung

Neue Bausteine des Münchener Instituts für Kommunikationswissenschaft. Mit einer Bibliografie der Dissertationen von 1925 bis 2007

Bearbeitet von
Michael Meyen, Manuel Wendelin

1. Auflage 2008. Taschenbuch. 296 S. Paperback
ISBN 978 3 938258 85 9
Format (B x L): 14,2 x 21,3 cm
Gewicht: 420 g

[Weitere Fachgebiete > Medien, Kommunikation, Politik > Medienwissenschaften > Journalismus & Presse](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

**beck-shop.de**
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

THEORIE UND GESCHICHTE DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT

Michael Meyen / Manuel Wendelin (Hrsg.)

Journalistenausbildung, Empirie und Auftragsforschung

Neue Bausteine zu einer Geschichte des Münchener
Instituts für Kommunikationswissenschaft.
Mit einer Bibliografie der Dissertationen von
1925 bis 2007.

Für Wolfgang R. Langenbucher zum 70. Geburtstag

Herbert von Halem Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Michael Meyen / Manuel Wendelin (Hrsg.):
*Journalistenausbildung, Empirie und Auftragsforschung.
Neue Bausteine zu einer Geschichte des Münchener Instituts für
Kommunikationswissenschaft. Mit einer Bibliografie der Dissertationen von
1925 bis 2007. Für Wolfgang R. Langenbacher zum 70. Geburtstag*
Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft, Bd. 5
Köln: Halem, 2008

Die Reihe *Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft* wird herausgegeben von Michael Meyen.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme (inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2008 by Herbert von Halem Verlag, Köln

ISBN 978-3-938258-85-9

Den Herbert von Halem Verlag erreichen Sie auch im Internet unter <http://www.halem-verlag.de>
E-Mail: info@halem-verlag.de

SATZ: Herbert von Halem Verlag
DRUCK: FINIDR, s.r.o. (Tschechische Republik)
GESTALTUNG: Claudia Ott, Grafischer Entwurf
Copyright Lexicon ©1992 by The Enschedé Font Foundry
Lexicon® is a Registered Trademark of The Enschedé Font Foundry.

Inhalt

MICHAEL MEYEN / MANUEL WENDELIN Wissenschaftliche Autonomie und gesellschaftlicher Bedarf. Eine Einführung	7
MICHAEL MEYEN / BARBARA HÖFLER Ende des Studiengangs, Ende der Debatte? Das ›Münchener Modell‹ zur Ausbildung von Diplom-Journalisten	28
DIANA ALLWANG Die Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung. Drittmittelaufträge aus Politik und Medienwirtschaft	85
MELANIE MAHLER / MICHAEL MEYEN / MANUEL WENDELIN »Empirifizierung« als Nebenwirkung. Die Berufung der Psychologin Hertha Sturm (1925 bis 1998) auf eine Professur für empirische Kommunikationsforschung	116
MANUEL WENDELIN Erhard Schreiber (1935 bis 1993): Ein Fremder am Münchener Institut? Theoretische Kritik aus dem kommunikationswissenschaftlichen Mittelbau	150
INGRID KLAUSING Dissertationen am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung in München. Eine Bibliografie für die Jahre 1925 bis 2007	189
Personenregister	288
Autorinnen und Autoren	294

Wissenschaftliche Autonomie und gesellschaftlicher Bedarf. Eine Einführung

1. Die Kommunikationswissenschaft in den 1970er-Jahren

Dieses Buch ist keine Festschrift. Die Herausgeber und Autoren haben zu Wolfgang R. Langenbacher weder eine institutionelle noch eine besondere persönliche Beziehung. Die Widmung im Titel hat sicher auch mit Respekt und Dankbarkeit zu tun – Respekt für den Teil der Lebensleistung Langenbachers, um den es in diesem Buch geht, und Dankbarkeit für die Geduld, mit der er in den vergangenen fünf Jahren die vielen Interviews für Abschluss- und Seminararbeiten bewältigt hat, in denen es um Details aus der Geschichte des Münchener Instituts für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung und aus der Geschichte des Faches ging. Wichtiger aber sind die inhaltlichen Gründe. Ab Anfang der 1970er-Jahre sei er »so etwas wie der geschäftsführende Leiter des Münchener Instituts« gewesen, hat Langenbacher in einem dieser Interviews gesagt. Otto B. Roegele (1920 bis 2005), Inhaber des damals einzigen Lehrstuhls, habe ihn »im Prinzip alles machen lassen, was ich wollte« (MEYEN/LÖBLICH 2007: 206). Hans Wagner (Jahrgang 1937), der mit einer kurzen Unterbrechung von 1957 bis 2002 am Institut war, hat dies im Rückblick genauso gesehen. Langenbacher sei »jahrelang Roegeles wichtigster Berater« gewesen. »Was am Institut etabliert wurde, was am Institut lief, ist sein Verdienst oder seine Schuld, je nachdem« (WAGNER 2004: 192).

Wolfgang R. Langenbacher, geboren am 24. April 1938 in Pforzheim, hat ab 1958 in München Zeitungswissenschaft studiert und sich nach der Promotion (vgl. LANGENBUCHER 1964) entschieden, »noch ein paar Jahre«

zu bleiben, um sich »nicht sofort von der Universität abnabeln zu müssen« und »Bücher zu machen« (MEYEN/LÖBLICH 2007: 206). Es folgte eine akademische Muster-Karriere: 1970 Mitglied der ›Gemischten Kommission für Fragen der journalistischen Aus- und Fortbildung‹ beim Deutschen Presserat und Mitgründer der Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung (AfK) in München, 1972 Mit-Herausgeber der *Publizistik*, 1973 Mitglied der Kommission für den Ausbau des technischen Kommunikationssystems, im gleichen Jahr Start des Münchener Modells der akademischen Journalistenausbildung, 1974 Habilitation und 1975 Ernennung zum Professor (H2), obwohl Langenbucher eigentlich immer mit einem Chefredakteurs-Posten geliebäugelt hatte und sich lange gar nicht vorstellen konnte, »Professor zu werden«. »Es gab dieses Karrieremuster gar nicht, es gab kaum Institute, kaum Stellen« (ebd.).

Dieses Buch will am Beispiel München zeigen, wie und warum sich diese Situation in den 1970er-Jahren änderte. Dass es dabei auch um den Anteil geht, den Menschen wie Wolfgang R. Langenbucher an dieser Entwicklung hatten, liegt auf der Hand. Langenbucher selbst hat keinen Zweifel daran gelassen, wie wichtig es ist, die richtigen Personen zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu haben. Seine eigene Leistung hat er mit dem Begriff ›Praxisorientierung‹ beschrieben und damit sowohl die Forschung als auch die Lehre gemeint. »Sie können sich gar nicht vorstellen, wie ärmlich das Fach intellektuell und inhaltlich war. Noch in den 1960er-Jahren haben Manipulationstheorien und Kulturkritik geherrscht«. Zur Öffnung »in Richtung Praxis, in Richtung Zusammenarbeit mit anderen Instituten« gehörten die Forschungsprojekte, die Langenbucher im Auftrag der Bundesregierung im Rahmen der AfK konzipierte, und der Diplomstudiengang Journalistik. Langenbucher spricht heute von einer »epochalen Errungenschaft« und sagt, dass die Journalistenausbildung »das Fach in den letzten 30 Jahren vollkommen verändert« habe. Die Kommunikationswissenschaft sei endlich von der Praxis ernst genommen worden, habe eine Identität bekommen »mit Blick auf einen bestimmten Beruf« und dazu noch »viele Professorenstellen«. Genau wie die Auftragsforschung hätten die Diplomstudiengänge nicht nur beeinflusst, was im Fach untersucht wurde, sondern »einfach auch Arbeitsplätze in der Wissenschaft gesichert« (EBD. 2007: 201-226).

Bis Anfang der 1970er-Jahre war die Kommunikationswissenschaft im deutschsprachigen Raum sehr klein. In der Bundesrepublik gab es 1970 sieben Standorte mit jeweils einer Professur: München (Otto B. Roe-

ABBILDUNG 1

Wolfgang R. Langenbacher. Szene aus dem Lehrfilm
Einführung in die Kommunikationswissenschaft (1976)



Foto: Christoph Hage, München

gele), Münster (Winfried B. Lerg), Berlin (Harry Pross), Göttingen (Wil-
mont Haacke), Nürnberg (Franz Ronneberger), Mainz (Elisabeth Noelle-
Neumann) und Bochum (Kurt Koszyk). Zur *scientific community* gehörten
außerdem die Ein-Mann-Einrichtungen in Wien (Kurt Paupié), Salzburg
(Günter Kieslich) und Zürich (Christian Padrutt). Zum Vergleich: Die
Soziologie, die in Deutschland etwa zur gleichen Zeit an die Universität
gekommen war wie die Vorläuferdisziplinen der Kommunikationswis-
senschaft (vgl. BOHRMANN 1986; VOM BRUCH 1980), verfügte Mitte der
1960er-Jahre über etwas mehr als 30 Professuren, und die Politikwissen-
schaft kam 1969 auf 81 Professorenstellen. Alle drei Fächer sind in den
folgenden beiden Jahrzehnten in ähnlichem Tempo gewachsen. In der
Politikwissenschaft stieg die Zahl der Professuren bis 1989 auf 313, in der
Soziologie auf knapp 300 und in der Kommunikationswissenschaft auf
etwas über 50 (BURKART/WOLF 2002; HILLMERT 2003; ARENDES/BUCHSTEIN
2004; MEYEN 2004).

Schon diese Parallelen verbieten, eine Heldengeschichte zu schreiben. Die Sozialwissenschaften sind auch institutionell ausgebaut worden, weil nach der Diskussion um die ›Bildungskatastrophe‹ (vgl. PİCHT 1964) die höheren Bildungswege geöffnet und neue Hochschulen gegründet wurden und weil eine sich weiter differenzierende Gesellschaft Verfügungswissen brauchte sowie Spezialisten, die mit den entsprechenden Daten und Analysen umgehen konnten. »Der Mangel an genauen Kenntnissen über den Medienbereich war eklatant«, sagte Walter J. Schütz (Jahrgang 1930), der damals im Bundespresseamt für die Medienberichte der Bundesregierung mitverantwortlich war. »Zu vielen Sachverhalten musste geforscht werden« (MEYEN/LÖBLICH 2007: 53).

Dieses »Muss« ist nur zu verstehen, wenn man den Medialisierungsschub mitdenkt, den die westdeutsche Gesellschaft in den 1960er-Jahren erlebt hat (vgl. BÖSCH/FREI 2006). Die flächendeckende Verbreitung des Fernsehens, die Ausdifferenzierung des Print- und Hörfunkangebots sowie der Stellenwert, den die Mediennutzung im Alltag der Menschen nun bekam (vgl. MEYEN 2001), hatten die Debatte um individuelle und gesellschaftliche Wirkungen medial vermittelter Kommunikation angeheizt – ein Thema, das jahrelang ganz oben auf der politischen Agenda stand (Stichworte Pressekonzentration, innere Pressefreiheit und Kommerzialisierung des Rundfunks) und das in der Ära Helmut Schmidt sogar dazu führte, dass der Bundeskanzler persönlich am 2. Mai 1978 in der Wochenzeitung *Die Zeit* anregte, einen Tag in der Woche ohne Fernsehen zu verbringen. Wenig später (am 22. Mai 1979) beschäftigte Schmidt sich auf einer Fachtagung der SPD in einem Grundsatzreferat mit den Folgen der neuen Kommunikationstechniken für die Familien, für das »persönliche Miteinander der Menschen« und für die Demokratie. Er lehnte dort die »Auslieferung der neuen Medientechniken an privatwirtschaftliche Unternehmungen« ab und forderte, »Kraft und Geld« einzusetzen, »um die voraussichtlichen Folgen vermehrter und neuartiger Fernsehangebote« zu erforschen (vgl. BAUSCH 1980: 776, 987f.). Die Deutsche Forschungsgemeinschaft setzte eine Senatskommission für Medienwirkungsforschung ein, die ab 1980 von Winfried Schulz geleitet wurde (vgl. DFG 1987), und legte ein Schwerpunktprogramm zu diesem Thema auf, in dem acht Projekte bewilligt wurden (vgl. MEYEN/LÖBLICH 2007: 241). Bereits seit Anfang der 1970er-Jahre lief das von Walter J. Schütz initiierte und vergleichsweise groß angelegte kommunikationspolitische Forschungsprogramm der Bundesregierung (vgl. Presse- und Informationsamt 1974,

1978, 1986; LÖBLICH 2008), das nach Meinung von Wolfgang R. Langenbacher »sozialdemokratisch inspiriert« war (MEYEN/LÖBLICH 2007: 210) und auch und vielleicht sogar vor allem der Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung in München zugute kam.

Dass die Kommunikationswissenschaft zum Partner der Politik werden konnte, hat auch mit dem Paradigmenwechsel zu tun, den das Fach in den 1960er-Jahren erlebte, sowie mit dem Reputationsgewinn, den der Wandel von der historisch-philologisch arbeitenden Zeitungs- bzw. Publizistikwissenschaft zur empirisch-quantitativ orientierten Kommunikationswissenschaft nach US-Vorbild mit sich brachte (vgl. LÖBLICH 2007). Wie sehr diese »sozialwissenschaftliche Wende« die Wahrnehmung des Fachs verändert hat, belegen die beiden Positionspapiere, die der Wissenschaftsrat zu diesem Thema vorgelegt hat. War dort 1960 noch von einem »Sondergebiet« die Rede, das nur an den Universitäten Berlin und München zu pflegen sei (vgl. KUTSCH/PÖTTKER 1997: 7), zieht sich durch die »Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaften« vom Mai 2007 die Sorge, dass in der sozialwissenschaftlichen Kommunikationswissenschaft wegen der Sogkraft des Medienmarktes und der Betreuungslast an den Fachinstituten zu wenig potenzielle Professorinnen und Professoren heranwachsen (vgl. WISSENSCHAFTSRAT 2007). Dies ist kein neues Problem: Auch in den 1970er- und 1980er-Jahren konnte die Nachwuchsproduktion mit dem Ausbau der Kommunikationswissenschaft nicht Schritt halten, sodass immer wieder Seiteneinsteiger aus anderen Disziplinen berufen werden mussten und die Diskussion um die Identität des Faches schon deshalb nicht zur Ruhe kommen konnte.

Der Medialisierungsschub stimulierte nicht nur die Forschung, sondern auch die Nachfrage der Studierenden. Hatte sich bis Anfang der 1970er-Jahre an den Fachinstituten noch ein kleiner, überschaubarer Kreis versammelt, in dem jeder jeden kannte (vgl. MEYEN/LÖBLICH 2004a; WILKE 2005), begründete Elisabeth Noelle-Neumann (Jahrgang 1916), seit 1965 Professorin für Publizistik in Mainz, ihre Forderung nach einem Ausbau des Faches 1975 auch mit dem »ständig ansteigenden Zustrom von Studenten« (NOELLE-NEUMANN 1975: 744). Die Entscheidungsträger in Politik und Universitäten reagierten auf dieses »Bedürfnis nach Lehre und nach Erkenntnis« (ebd.) unterschiedlich. Zum einen kam es vor allem im Bereich der akademischen Journalistenausbildung zu einer ganzen Reihe von Neugründungen, und zum anderen wurden die bestehenden Fachinstitute ausgebaut. In München, Mainz und mit Abstrichen

auch in Berlin, wo 1974 eine Professur für Medienpraxis eingerichtet wurde, ist dabei die Journalistenausbildung integriert worden. Mindestens genauso wichtig ist jedoch, dass sich das Fach um einen sozialwissenschaftlichen Kern ausdifferenzierte. An allen (Traditions-)Standorten kam eine Professur oder ein Lehrstuhl für empirische Kommunikationsforschung dazu. In München wurde 1974 die habilitierte Psychologin Hertha Sturm (1925 bis 1998) berufen, in Münster 1977 Winfried Schulz (Jahrgang 1938), der in Berlin Soziologie studiert und dann in Mainz bei Noelle-Neumann promoviert und habilitiert worden war, in Mainz 1982 der Noelle-Schüler Hans Mathias Kepplinger (Jahrgang 1943) und in Berlin 1985 der Politikwissenschaftler Lutz Erbring (Jahrgang 1938), der die »quantitativen Methoden der Sozialforschung« in den USA kennengelernt hatte und von Noelle-Neumann ausdrücklich zur Bewerbung aufgefordert worden war (MEYEN/LÖBLICH 2007: 253-257).

Neben dem Studentenandrang und dem starken Bedürfnis nach Legitimation, das die Hinwendung zur empirischen Kommunikationsforschung erklärt (vgl. MEYEN 2007), gehörten auch die Nachwehen der Studentenbewegung zur Wirklichkeit des Fachs in den (frühen) 1970er-Jahren. Otto B. Roegele hat von einem »Jahrzehnt Stillstand der wissenschaftlichen Entwicklung« gesprochen und die »Blockierung von Forschungsvorhaben durch Behinderungen des Unterrichts« genauso beklagt wie »Beschädigung und Diebstahl« oder »die Sprengung von Vorlesungen und Seminaren durch Leute, die nicht dazugehörten« (ROEGELE 1997: 87). Auch wenn sich Dauer und Ausmaß unterschieden, waren alle Fachinstitute von solchen Aktionen betroffen. Selbst in Zürich gab es »deutsche Sendboten« und »eine starke, sehr linke marxistische Bewegung«, die Ulrich Saxer (Jahrgang 1931) zum »Buhmann« machte (MEYEN/LÖBLICH 2007: 63f.). Klaus Merten (Jahrgang 1940), der in Münster eine Institutsbesetzung erlebte, hat dies in einem biografischen Interview auch mit der Schwäche des Faches begründet. Da bei den Soziologen schon vor 1968 »viel freier« diskutiert worden sei, habe man diese Zeit dort »viel besser überstanden« (ebd.: 320).

2. Das Münchener Institut

Die vier Fallstudien, die in diesem Buch präsentiert werden, zeigen exemplarisch und im Detail, wie die Kommunikationswissenschaft die Her-

ausforderungen annahm, die im ersten Abschnitt mit dem Schlagwort ›Medialisierungsschub‹ beschrieben worden sind – die Nachfrage der Studierenden nach einer Ausbildung für Kommunikationsberufe, den Steuerungsbedarf der Politik und die Wünsche der Praxis, die gut vorbereitete Absolventinnen und Absolventen suchte sowie Verfügungswissen, mit dem sich die eigene Arbeit optimieren ließ. Das Beispiel München bietet sich für eine solche Untersuchung nicht nur deshalb an, weil dieses Institut zu den ältesten und größten des Fachs im deutschen Sprachraum gehört, sondern auch, weil sich an diesem Ort wie in einem Brennglas die Entwicklungen studieren lassen, die aus kleinen Ein-Professoren-Betrieben ausdifferenzierte Fachinstitute werden ließen.

ABBILDUNG 2

Die Unterbringung des Instituts aus Studierendensicht (1969)



Quelle: *otto caput* Nr. 0

Das Institut für Zeitungswissenschaft war seit Ende 1965 im Amerika Haus am Münchener Karolinenplatz untergebracht. Neben dem Büro für den Lehrstuhlinhaber gab es hier ein Assistentenzimmer, zwei Seminar-

räume sowie eine Präsenzbibliothek mit Lesesaal (HAGE 2004: 322). Auch das Personal und das Lehrangebot waren überschaubar. Otto B. Roegele wurde von vier Assistenten unterstützt (Heinz Starkulla, Peter Glotz, Wolfgang R. Langenbucher und Hans Wagner) sowie von zwei Sekretärinnen und einigen wenigen Lehrbeauftragten. Im Wintersemester 1968/69 wurden beispielsweise ganze 16 Lehrveranstaltungen angeboten (BEHMER 2004: 303f.). Dass die Institutsräume am 11. Februar 1969 von Studierenden besetzt wurden, haben die Beteiligten im Rückblick auch mit dem symbolträchtigen Ort und mit der Person des Lehrstuhlinhabers, der Herausgeber des *Rheinischen Merkur* war, begründet (vgl. ROEGELE 2005, 1997; GLOTZ 2005: 127-134; BEHMER 2004; PFITZINGER 2003). Die Besetzung wurde von der Polizei aufgelöst. Fünf Jahre später, am 20. Februar 1974, kamen noch einmal Polizisten in die Institutsräume, weil Fachschaftsvertreter ohne Genehmigung ein »Semesterabschlussfest« angesetzt hatten (BEHMER 2004: 312). Diese Atmosphäre hatte nicht nur Folgen für die Psyche der Beteiligten (vgl. ROEGELE 1997: 87; 2005; GLOTZ 2005: 127-134; MEYEN/LÖBLICH 2007: 180f., 206-208), sondern auch für die Personalpolitik. Otto B. Roegele holte den Leipziger Diplomjournalisten und Philosophen Erhard Schreiber (1935 bis 1993) 1971 auch deshalb an das Institut, weil er jemanden suchte, der die Schriften von Karl Marx kannte und den rebellierenden Studenten so auf Augenhöhe begegnen konnte. Wilfried Scharf (Jahrgang 1945) und Joachim Westerbarkey (Jahrgang 1943) kamen in Münster und Göttingen aus ganz ähnlichen Gründen zu ihren Stellen (vgl. den Beitrag von Manuel Wendelin in diesem Band).

Die Studierenden haben das Münchener Institut zunächst als Mini-Betrieb erlebt. Claudia Mast (Jahrgang 1952), die sich 1971 in München einschrieb, hat von »sehr kleinen« Seminaren gesprochen. »Die Studierenden eines Jahrgangs kannten sich untereinander und trafen sich häufig bei Feiern und Zusammenkünften aller Art«. Mast erinnerte sich in einem biografischen Interview auch an die »Orientierungsunsicherheit«, die der Schulstreit am Institut bei ihr damals auslöste. »Der zeitungswissenschaftliche Ansatz und seine Vertreter standen ziemlich unvermittelt neben Lehrern, die ein eher sozialwissenschaftlich geprägtes Wissenschaftsverständnis hatten« (MAST 2004: 237). Dieser Streit, der zum Teil öffentlich ausgetragen wurde, verhinderte nicht, dass die Studentenzahlen ab Mitte der 1970er-Jahre sprunghaft anstiegen. Verzeichnete die Studentenstatistik im Wintersemester 1972/73 noch 273 Hauptfachstudierende (und damit für einen einzigen Professor nicht gerade wenige), gab es

ABBILDUNG 3

Presseberichterstattung über die Institutsbesetzung



„Befreit“ von Ordinarien: das „Bahman-Nirumand-Institut“ der Münchner Zeitungswissenschaftler im Amerika-Haus

Studenten besetzten Institut

se. München (Eig. Ber.) — Am Münchner Amerikahaus wehte gestern die rote Fahne. Rund 100 Studenten waren gegen Mittag in das dort residierende Institut für Zeitungswissenschaften (ZW) der Universität München eingedrungen und hatten die Räume besetzt.

Aus dem Mund der „Besatzer“ hörte sich das so an: „Am Dienstag ging das Zeitungswissenschaftliche Institut in die Hände seiner rechtmäßigen Benützer über.“ Die Uni-Verwaltung dagegen sprach von einem „willkürlichen, ungesetzlichen Akt, der seine Folgen haben wird“.

Am Institut für ZW gärt es, wie berichtet, seit langem. Ausgerechnet die Anfangsemester legten sich quer: Sie wollten die bisher üblichen Seminar-Klausuren abschaffen. Gestern stellten sie der Institutsleitung ein Ultimatum: Die Seminar-Scheine sollten „gleichmäßig benotet“ an alle Teilnehmer ausgehändigt werden.

Als die Dozenten jedoch auf einer „Leistungsprüfung“ beharrten, beschlossen die Studenten, in die Institutsräume einzudringen, um „das archivierte Material zu sichten“. Sie brachen die Türen auf, wurden jedoch enttäuscht: Sämtliche Unterlagen waren bereits vorher entfernt worden.

Inzwischen gingen die Rebellen bereits zum Alltag über: Studententrupps organisierten eine „revolutionäre Mahlzeit“ und ein Gramola sorgte für Stimmungsmusik. Während Basisgruppen ihre Aktion mit Hilfe von Schreibmaschinen manifestierten, versuchten andere mit den Assistenten ihren Schritt zu diskutieren. Dozent Dr. Peter Glotz: „Es darf vor allem zu keiner weiteren Eskalation kommen. Wir wollen ‚Märtyrer‘ vermeiden. Dem ultimativen Druck der Studenten konnten wir nicht nachgeben.“

Institutsleiter Professor Dr. Otto B. Roegele betrat die Räume nach der Besetzung nicht mehr. Roegele: „Es ist sehr bedauerlich, daß sich die Studenten ihre eigenen Arbeits- und Studienräume selber wegnehmen.“



Ausgesperrt: Professor Dr. Roegele



Die Instituts-Besatzer diskutieren weitere Aktionen. Photos: Hug

Quelle: *Abendzeitung*, 12. Februar 1969

im Wintersemester 1975/76 bereits 461 und im Wintersemester 1978/79 dann sogar 990 Einschreibungen. Der absolute Spitzenwert wurde im Wintersemester 1982/83 erreicht (insgesamt 1917 Hauptfachstudierende im Magisterstudiengang Kommunikationswissenschaft und im Diplomstudiengang Journalistik, vgl. HÖFLER 2005: 120). Die Lehrveranstaltungen waren heillos überfüllt, und in der ersten Semesterwoche fielen die meisten Seminare in der Regel aus, weil die Institutsleitung noch auf der Suche nach geeigneten Räumen war (HAGE 2004: 323).

Hans Wagner kann sich bis heute nicht erklären, warum der Studentenandrang damals nicht in Professoren- und Mitarbeiterstellen umgemünzt wurde. Die »Überlaststellen« (für Lehrkräfte mit einem Deputat von zwölf und mehr Wochenstunden), die in dieser Zeit geschaffen wurden, hätten dem Institut nur Nachteile gebracht. Zum einen habe man »die Besten« in der Lehre »verheizt«, und zum anderen sei dadurch die Nachwuchsförderung »praktisch zum Erliegen gekommen« (WAGNER 2004: 193f.). Während Otto B. Roegele diesen Vorwurf zurückgewiesen hat (die Behauptung Wagners »schreie nach Belegen«) und sich nur fragte, ob er nicht zu lange (bis 1983) gegen den Numerus clausus gewesen sei (ROEGELE 2004: 229), hat Wolfgang R. Langenbacher die Überlaststellen als »Flickwerk« bezeichnet und als einen »falschen« Versuch. Die »Beteiligten« hätten allerdings nicht wirklich wissen können, dass sich der Studentenbergr nicht untertunneln ließ, und außerdem habe das Fach »nicht auf der Prioritätenliste der Bayerischen Hochschulpolitik« gestanden. Da weder Roegele noch er, Langenbacher, Zugang zum »inneren Kern der bayerischen Politik« gehabt hätten, sei vieles nur »über den Bund« gelaufen. »Der Modellversuch und auch das ganze kommunikationspolitische Forschungsprogramm« (LANGENBUCHER 2004: 212).

Selbst wenn Hans Wagner Recht haben sollte und damals tatsächlich nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft wurden, hat das Münchener Institut in dem Jahrzehnt, in dem Wolfgang R. Langenbacher neben Otto B. Roegele de facto die Verantwortung trug, einen institutionellen und personellen Ausbau erlebt, der in der Institutsgeschichte ohne Beispiel ist. Als Langenbacher 1984 nach Wien wechselte, hatte das Institut einen neuen Namen und statt einem Lehrstuhl fünf Professuren. Es gab einen neuen Studiengang (Diplom-Journalistik), der bundesweit als »Münchener Modell« Schlagzeilen gemacht hatte, und mit der AfK ein Forschungsinstitut, das zwar damals bereits kurz vor dem Bankrott stand, aber vorher mehr als zehn Jahre lang Drittmittelaufträge in einem Umfang

abgewickelt hatte, der für die Kommunikationswissenschaft bis dahin unbekannt war. Die Aufsätze von Michael Meyen und Barbara Höfler sowie von Diana Allwang zeigen, dass sowohl über den Diplomstudiengang als auch über die AfK junge Leute an der Universität gehalten wurden – nicht zuletzt Langenbucher selbst, der die Professur bekam, die das Institut im Rahmen des Modellversuchs »Berufsbezogener Studiengang im Bereich Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft)« beantragt hatte.

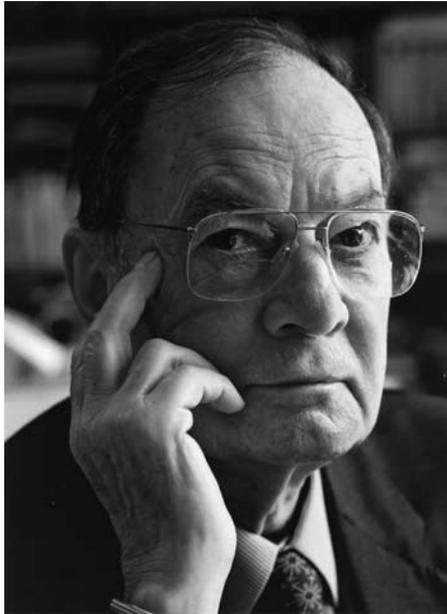
Die Studie über diesen Modellversuch belegt außerdem genau wie der Beitrag über die Berufung der Psychologin Hertha Sturm, dass die Kontakte zur Landespolitik nicht ganz so schlecht waren, wie Langenbucher suggeriert hat. Vielleicht gehörte der Politikwissenschaftler Hans Maier (Jahrgang 1931), der von 1970 bis 1986 Kultusminister war, dort nicht zum »inneren Kern«, zumindest Roegele hatte aber zu ihm einen guten Draht. Maier war 1962 an die Universität München berufen worden, ein Jahr vor dem elf Jahre älteren Roegele. Wie Roegele war er in der katholischen Jugend- und Laienarbeit aktiv und wurde 1978 Mitherausgeber des *Rheinischen Merkur*, bei dem Roegele bis 1963 Chefredakteur und anschließend Herausgeber war. Hans Maier unterstützte die Idee der akademischen Journalistenausbildung und folgte bei seiner Berufungspolitik an der Hochschule für Fernsehen und Film den Wünschen Roegeles (vgl. MEYEN/LÖBLICH 2007: 214). Er machte den Kopf der »Münchener Schule« der Zeitungswissenschaft, Hans Wagner, per Hausberufung zum Professor (ROEGELE 1997: 105, 2000: 383f.), »schenkte« dem Institut die Stelle von Hertha Sturm und sorgte damit gewissermaßen nebenbei für »die endgültige Empirifizierung des Münchener Instituts« (Langenbucher), und er war immer noch Minister, als 1983 der zweite Lehrstuhl mit dem Schwerpunkt »Kommunikationspraxis« ausgeschrieben wurde.

3. Autonomie versus Bedarf

Wie viel Hans Maier steckt in dem Aufschwung, den das Münchener Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) in den 1970er- und frühen 1980er-Jahren erlebte? Wie viel Wolfgang R. Langenbucher und wie viel Otto B. Roegele? Sind die anderthalb Jahrzehnte der Stagnation, die nach dem Abgang eines Duos folgte, das Langenbucher zufolge »nicht viele Worte« brauchte und »einfach funktionierte«

ABBILDUNG 4

Otto B. Roegele (1920 bis 2005)



Quelle: Bildarchiv *Rheinischer Merkur*, Bonn

(MEYEN/LÖBLICH 2007: 206), den Nachfolgern anzulasten (Heinz-Werner Stüber, Ursula E. Koch, Heinz Pürer, Hans Wagner, Werner Früh)? Neue Professuren wurden dem Institut erst wieder 2002 zugewiesen (WAGNER 2004: 195), die Drittmittelforschung lag brach bis zur Berufung von Hans-Bernd Brosius (Jahrgang 1957), der 1996 nach München kam und 1998 den Traditionslehrstuhl besetzte, und eine Studienreform gab es erst 2003. Welchen Einfluss haben Personen auf die institutionelle und inhaltliche Entwicklung einer akademischen Disziplin und welchen äußere Umstände wie die Nachfrage der Studierenden und Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt, die Interessen der Politik oder die Wünsche der Praxis?

Um die ›Kulturproduktion‹ (zum Beispiel Wissenschaft und Literatur) verstehen und einen ›Kurzschluss‹ zwischen ›Text‹ und ›Kontext‹ vermeiden zu können, hat Pierre Bourdieu den Begriff des ›Feldes‹ eingeführt. Dieser Begriff beschreibt einen »relativ autonomen Raum«, der

anderen Gesetzen unterworfen ist als der ›Makrokosmos‹, auch wenn er sich den Zwängen, die von dort kommen, nicht ganz entziehen kann. Anforderungen von außen (etwa ein bestimmter gesellschaftlicher Problemlösungsbedarf) würden allerdings »nur durch die Vermittlung des Feldes zum Tragen« kommen. Die »Logik des Feldes« breche solche Zwänge und bringe sie in eine spezifische Form (BOURDIEU 1998: 17-22). Bourdieu hat sich intensiv mit der Struktur wissenschaftlicher Felder und hier vor allem mit der Position der einzelnen Akteure beschäftigt, die bei ihm von der Verteilung des wissenschaftlichen Kapitals abhängt – von einer besonderen Form des symbolischen Kapitals, mit der die Anerkennung durch die »Gesamtheit der gleich gesinnten Wettbewerber« gemeint ist. Vom wissenschaftlichen Kapital und damit von den »objektiven Beziehungen zwischen den Akteuren« hänge der Spielraum des Einzelnen ab. »Im Wissenschaftsbetrieb (legen) die herrschenden Forscher oder Forschungen zu jedem Augenblick eine Gesamtheit der bedeutenden Gegenstände fest, der Fragen, die für alle anderen Wissenschaftler Bedeutung haben, denen sie ihre Aufmerksamkeit widmen und deren Verfolgung sich schließlich bezahlt macht« (ebd.: 20f.). Da Bourdieu das wissenschaftliche Feld als eine soziale Welt konzipiert hat, in der es wie auch sonst überall soziale Zwänge und Herrschaftsbeziehungen gibt, wird die Autonomie für ihn »eine der großen Fragen«: Welche »Widerstände« und welche »Mechanismen« kann der Mikrokosmos des wissenschaftlichen Feldes oder Unterfeldes einsetzen, um sich äußeren Zwängen zu entziehen, »die durch Herkunft und Umfang der verfügbaren Gelder, Verordnungen, Forschungsaufträge, Vertragsbestimmungen usw. ausgeübt werden«? Höchstes Ziel (und für Bourdieu letztlich einer der »entscheidenden Unterschiede« zwischen den Disziplinen) ist es dabei, nur den »eigenen, internen Maßgaben zu folgen« (ebd.: 18f.).

Die Beispiele aus der Geschichte des Münchener Instituts für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung, die in diesem Buch behandelt werden, kratzen an der Norm ›wissenschaftliche Autonomie‹. Die Gründung der AfK und die Einführung des Diplomstudiengangs lassen sich als Reaktionen auf den gesellschaftlichen Bedarf interpretieren. Die neuen Strukturen hatten Folgen für die Inhalte, mit denen sich die Kommunikationswissenschaft beschäftigte: Es wurden Forschungsergebnisse produziert, an die man anknüpfen konnte, und es wurden Menschen an die Universität geholt, die sich für ganz bestimmte Fragestellungen (und damit nicht für andere) interessierten. Die Stelle für Hertha Sturm

wurde geschaffen, weil Politik und Medienpraxis diese Wissenschaftlerin (und niemanden sonst) unbedingt in München haben wollten, und Erhard Schreiber kam auch an das Institut, um eine politisierte Studentenschaft zu befrieden. Natürlich kann man argumentieren, dass die Kommunikationswissenschaft in den 1970er-Jahren viel zu klein war und viel zu wenig akzeptiert, um die skizzierten Zwänge übersetzen zu können, es bleibt aber der Zweifel, ob es dem Fach allgemein und besonders in München geschadet hat, dass hier »äußere Fragestellungen, namentlich politische, halbwegs ungebrochen zum Ausdruck« gekommen sind (BOURDIEU 1998: 19). Zugespitzt formuliert: Hätte das Institut Mitte der 1980er-Jahre auch dann fünf Professuren gehabt, wenn nicht Langenbacher »regiert« hätte, sondern zum Beispiel Hans Wagner, der die Journalistenausbildung genauso kritisiert hat wie alles, »was unter dem Stichwort Praxisbezug gelaufen ist«, weil dies »uns von der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Phänomen der gesellschaftlichen Kommunikation abgehalten und daran gehindert« habe, »die Weite dieses Fachs auszusprechen« (MEYEN/LÖBLICH 2007: 192)? Wie viel wissenschaftliche Autonomie kann und will sich eine Gesellschaft leisten?

4. Warum Institutsgeschichte, warum neue Bausteine, warum eher weiche Quellen?

Michael Meyen und Maria Löblich haben bereits 2004 erste »Bausteine« zu einer Institutsgeschichte zusammengetragen: Interviews mit den wichtigsten Protagonisten sowie Beiträge über die ersten Professoren (Karl d’Ester, Hanns Braun und Otto B. Roegele), über die »Münchener Schule« der Zeitungswissenschaft und über die Studienbedingungen (vgl. MEYEN/LÖBLICH 2004a). Anlass war neben dem 80. Institutsgeburtstag die »Neugier zweier Zugereister«, die den Ort kennenlernen wollten, an den sie der Zufall akademischer Karrieren verschlagen hatte (MEYEN/LÖBLICH 2004b: 11). Dass es nun »neue Bausteine« gibt, obwohl sich bereits damals selbst wohlmeinende Kollegen über diesen Begriff amüsiert und gefragt haben, wann endlich jemand eine Institutsgeschichte aus einem Guss vorlege, hat mehrere Gründe. Der Zeitdruck, der mit dem Jubiläum 2004 verbunden war, hat nicht erlaubt, alle Gegenstände angemessen zu behandeln. Hertha Sturm zum Beispiel, die fast acht Jahre als Professorin am Münchener Institut gelehrt hat, steht nur mit vier Einträgen im

Personenregister des erwähnten Sammelbandes (MEYEN/LÖBLICH 2004a: 390). Die Kontroverse um den Diplomstudiengang Journalistik wurde zwar in einigen der Interviews angesprochen und die AfK in der Ausstellung, die im Mai 2004 in den Institutsräumen eröffnet wurde und dort noch immer zu sehen ist, viele der Beteiligten von einst haben aber zurecht eine systematische Aufarbeitung angemahnt. Ergebnis sind die Magister- und Diplomarbeiten, deren Befunde hier präsentiert werden.

Eigentlich sollte bereits 2004 eine Dissertationsbibliografie vorgelegt werden, dieser Plan scheiterte aber an der Fülle des Materials und vielleicht auch an der (fehlenden) Ausbildung der Studierenden, die sich damals ans Werk gemacht hatten. Dass diese Lücke jetzt geschlossen werden kann, ist einem biografischen Zufall zu verdanken – Ingrid Klausling, einer gelernten Bibliothekarin, die sich entschieden hat, Kommunikationswissenschaft zu studieren, als ihre ersten beiden Kinder erwachsen waren und die anderen beiden die Mühen des Anfangs hinter sich hatten. Da bibliografische Studien im Fach kaum Tradition haben, war es zwar nicht leicht, die Mitstreiterinnen im Kandidatenseminar und den Zweitgutachter vom Sinn einer solchen Magisterarbeit zu überzeugen, wer aber jetzt in Klauslings Verzeichnis blättert, findet ein einzigartiges Panorama der inhaltlichen und personellen Entwicklung des Instituts und sicher Fragen, die weitere Forschungsanstrengungen erfordern. Den Bruch zwischen dieser Bibliografie, die die komplette Institutsgeschichte abdeckt, und den Fallstudien, die sich vor allem auf die 1970er-Jahre konzentrieren und damit auf die Zeit, in der Wolfgang R. Langenbucher in München Verantwortung trug und in der sich das Fach konsolidierte, dürften Rezensenten sicher beklagen, zum einen aber haben sich beide Teile gegenseitig ermöglicht (für sich genommen hätten weder die vier Aufsätze ein ›Buch‹ ergeben noch die Dissertationen), und zum anderen liegen nur zusammen mit dem Sammelband von 2004 so viele ›Bausteine‹ vor, dass tatsächlich eine Institutsgeschichte geschrieben werden könnte.

Dies würde sich auch deshalb lohnen, weil einmal geschaffene Strukturen nur schwer verändert werden können und für nachfolgende Akteure den »Raum des Möglichen« abstecken (BOURDIEU 1999). Pierre Bourdieu hat zwei »Objektivierungen der Geschichte« beschrieben: »die Objektivierung in den Leibern«, die er mit dem Begriff ›Habitus‹ erfassen wollte, und »die Objektivierung in den Institutionen« (BOURDIEU 1987: 105f.). Die Einführung des Diplomstudiengangs Journalistik und

die Genehmigung von Stellen für diesen Studiengang bestimmen bis heute den »Raum des Möglichen« mit, in dem sich das Institutspersonal bewegt, obwohl der Motor dieser Entwicklung, Wolfgang R. Langenbacher, München schon 1984 verlassen hat, und obwohl die meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die akademische Journalistenausbildung eher mit Skepsis betrachten. Auch die Beiträge über Hertha Sturm und Erhard Schreiber fragen nach der »Dialektik von Habitusformen und Institutionen« – hier am Beispiel von zwei Wissenschaftlern, die in anderen akademischen Disziplinen sozialisiert worden sind, deshalb Schwierigkeiten hatten, sich in die Kommunikationswissenschaft zu integrieren, die Strukturen des Faches aber trotzdem schon allein dadurch beeinflussten, dass sie hier gearbeitet haben. Sturm etwa sorgte dafür, dass Statistik-Kurse im Münchener Magisterstudiengang zur Normalität wurden, und setzte in Sachen empirische Forschung einen »Standard« (Langenbacher), von dem die Kollegen glaubten, dass er nicht mehr unterschritten werden dürfe, als sie nach Landau wechselte.

Dass für alle vier Fallstudien auch Zeitzeugen befragt worden sind, hat sowohl mit dem Gegenstand zu tun als auch mit dem theoretischen Hintergrund. Der Wert jeder Quelle hängt von zwei Kriterien ab: von der Nähe und von der Verfügbarkeit (OPGENOORTH 1989). Normalerweise sind zwar Aussagen von Augenzeugen oder Mithandelnden, die unmittelbar nach dem Geschehen aufgezeichnet wurden, wertvoller als später angefertigte Berichte, wenn man aber Vorgänge behandelt, die bis in die Gegenwart reichen, lassen sich schon wegen der gesetzlichen Sperrfristen längst nicht alle Fragen mithilfe von schriftlichen Überlieferungen beantworten. Die Personal- und Berufsakte von Hertha Sturm etwa war überhaupt nur durch das großzügige Entgegenkommen des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst einsehbar. Da die verfügbaren Unterlagen nur ein unvollständiges Bild ergeben hätten, mussten eigene Quellen produziert werden. Diese Interviews mit Zeitzeugen sind problematisch, weil sie teilweise einen Zeitraum behandelt haben, der mehr als 30 Jahre zurückliegt. Erinnerung ist immer eine Rekonstruktion, die von den Interessen der Gegenwart beeinflusst wird, vom Gesprächspartner, von der Interviewsituation und nicht zuletzt von der Gedächtnisleistung der Befragten sowie von der Bedeutung, die der Gegenstand in ihrem Leben hat.

Da Michael Meyen und Barbara Höfler dieses Problem in dem Beitrag über den Diplomstudiengang Journalistik ausführlich diskutier-

ren, seien hier nur zwei wichtige Argumente ergänzt, die für Interviews gesprochen haben. Zum einen wurden die Aussagen wichtiger Protagonisten festgehalten und so Quellen für künftige Wissenschaftshistoriker bereitgestellt, und zum anderen lässt sich vieles von dem, was bei Bourdieu die Struktur wissenschaftlicher Felder ausmacht, anders gar nicht erschließen. Dies gilt für die Beziehungen zwischen den Akteuren und noch stärker für ihren Habitus. Wie will der Historiker die »Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmatrix« von Wissenschaftlern erfassen, jene Dispositionen, die man »auch körperlich sehen« kann (BOHN/HAHN 2002: 258), wenn er nicht diejenigen befragt, die die Kolleginnen und Kollegen selbst erlebt haben? Petra Dorsch-Jungsberger (Jahrgang 1943) war im Zweitgutachten zur Magisterarbeit von Melanie Mahler über das Interview erbest, das Wolfgang R. Langenbucher der Kandidatin gegeben hatte. Mit wem Hertha Sturm zusammengelebt habe, gehe niemanden etwas an, und dass Langenbucher Sturm als »Kettenraucherin« beschreibe, sei schon deshalb unmöglich, weil er früher selbst geraucht habe. Das Privatleben sei für Wissenschaftsgeschichte tabu. Wenn man den Habitus mit Bourdieu nicht nur als System dauerhafter und übertragener Dispositionen versteht, sondern auch als »strukturierende Struktur« (BOURDIEU 1987: 98), die letztlich das Handeln eines Wissenschaftlers bestimmt, dann kann man diese Ansicht nicht teilen. Dass bei Zeitzeugen-Interviews wie bei jeder Quelle nach der Glaubwürdigkeit zu fragen ist und danach, wie sich der Wortlaut zu den geschilderten Tatsachen verhält (vgl. OPGENOORTH 1989), und dass weitere Quellen heranzuziehen sind (neben Aktenüberlieferungen bei Wissenschaftlern natürlich die Publikationen), versteht sich dabei von selbst.

Nicht selbstverständlich ist, dass Absolventinnen ihre Abschlussarbeiten nach bestandener Prüfung überarbeiten und in eine Fassung bringen, die veröffentlicht werden kann. Für alle Beiträge (auch für die Bibliografie) waren teilweise erhebliche Nachrecherchen nötig, weil entweder der Bearbeitungszeitraum nicht ausgereicht hatte, alle verfügbaren Quellen zu studieren, oder weil nach der Abgabe neue Quellen aufgetaucht sind. Den vier (Mit-)Autorinnen sei deshalb an dieser Stelle herzlich gedankt – für ihr Interesse an der Institutsgeschichte, für den Aufwand und für die Nachsicht, mit der sie die Änderungs- und Überarbeitungswünsche der Herausgeber akzeptiert haben. Manchmal hilft ein Termin, ein solches Projekt abzuschließen. Auch deshalb sind wir froh, dieses Buch Wolfgang R. Langenbucher zum 70. Geburtstag widmen zu können.

Literatur

- ARENDES, CORD; HUBERTUS BUCHSTEIN: Politikwissenschaft als Universitätsdisziplin in Deutschland. In: *Politische Vierteljahresschrift* 45. Jg., H. 1, 2004, S. 9-31
- BAUSCH, HANS: *Rundfunkpolitik nach 1945. Zweiter Teil: 1963-1980*. München [Deutscher Taschenbuch Verlag] 1980
- BEHMER, MARKUS: Erstes »befreites« Institut der LMU. Die Studentenbewegung im Wintersemester 1968/69. In: MEYEN, MICHAEL; MARIA LÖBLICH (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte*. Köln [Herbert von Halem] 2004, S. 301-313
- BÖSCH, FRANK; NORBERT FREI (Hrsg.): *Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert*. Göttingen [Wallstein] 2006
- BOHN, CORNELIA; ALOIS HAHN: Pierre Bourdieu. In: KAESLER, DIRK (Hrsg.): *Klassiker der Soziologie. Band II. Von Talcott Parsons bis Pierre Bourdieu*. München [Beck] 32002, S. 252-271
- BOHRMANN, HANS: Grenzüberschreitung? Zur Beziehung von Soziologie und Zeitungswissenschaft 1900-1960. In: PAPCKE, SVEN (Hrsg.): *Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland*. Darmstadt [Wissenschaftliche Buchgesellschaft] 1986, S. 93-112
- BOURDIEU, PIERRE: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 1987
- BOURDIEU, PIERRE: *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz [UVK] 1998
- BOURDIEU, PIERRE: *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des Literarischen Feldes*. Frankfurt/M. [Suhrkamp] 1999
- BRUCH, RÜDIGER VOM: Zeitungswissenschaft zwischen Historie und Nationalökonomie. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Publizistik als Wissenschaft im späten deutschen Kaiserreich. In: *Publizistik* 25. Jg., 1980, S. 579-605
- BURKART, GÜNTER; JÜRGEN WOLF: Sozialgeschichte der Soziologie als Generationsgeschichte. Einige Anmerkungen zur Generationsdynamik in der neueren deutschen Soziologie. In: BURKART, GÜNTER; JÜRGEN WOLF (Hrsg.): *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*. Opladen [Leske + Budrich] 2002, S. 421-435
- DFG: *Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Enquete der Senatskommission für Medienwirkungsforschung*. Weinheim [vch] 1987

- GLOTZ, PETER: *Von Heimat zu Heimat. Erinnerungen eines Grenzgängers*. München [Econ] 2005
- GLOTZ, PETER; WOLFGANG R. LANGENBUCHER: *Der mißachtete Leser. Zur Kritik der deutschen Presse*. Köln [Kiepenheuer & Witsch] 1969
- HAGE, CHRISTOPH: Hörsaal, Keller und Bestattungsfirma. Das Institut und seine Räume. In: MEYEN, MICHAEL; MARIA LÖBLICH (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Instituts-geschichte*. Köln [Herbert von Halem] 2004, S. 314-329
- HILLMERT, STEFFEN: Altersstruktur und Karrierewege der Professorinnen und Professoren in der deutschen Soziologie. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 55. Jg., 2003, S. 116-135
- HÖFLER, BARBARA: *Ende der Debatte? Bilanz der Erfahrungen aus 30 Jahren »Münchener Modell« am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienkunde. Eine Fachgeschichte*. Diplomarbeit. München [Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung] 2005
- KUTSCH, ARNULF; HORST PÖTTKER: Einleitung. In: KUTSCH, ARNULF; HORST PÖTTKER (Hrsg.): *Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland*. Opladen [Westdeutscher Verlag] 1997, S. 7-20
- LANGENBUCHER, WOLFGANG R.: *Der aktuelle Unterhaltungsroman: Beiträge zur Geschichte und Theorie der massenhaft verbreiteten Literatur*. Bonn [Bouvier] 1964
- LANGENBUCHER, WOLFGANG R.: Journalistenhasser, Brigitte Mohnhaupt und die Münchener Schule. In: MEYEN, MICHAEL; MARIA LÖBLICH (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Instituts-geschichte*. Köln [Herbert von Halem] 2004, S. 198-213
- LÖBLICH, MARIA: German Publizistikwissenschaft and its Shift from a Humanistic to an Empirical Social Scientific Discipline. Elisabeth Noelle-Neumann, Emil Dovifat and the Publizistik Debate. In: *European Journal of Communication* Vol. 22, 2007, S. 69-88
- LÖBLICH, MARIA: Das kommunikationspolitische Forschungsprogramm der Bundesregierung und der Wandel der Publizistikwissenschaft zu einer empirischen Sozialwissenschaft. In: STÖBER, RUDOLF; ANNA MARIA THEIS-BERGLMAIR (Hrsg.): *Medien und Kommunikation in der Wissenschaftsgesellschaft* (Arbeitstitel). Konstanz [UVK] (im Druck, 2008)
- MAST, CLAUDIA: Kleine Seminare, Orientierungsunsicherheit und zwei Lichtblicke. In: MEYEN, MICHAEL; MARIA LÖBLICH (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Instituts-geschichte*. Köln [Herbert von Halem] 2004, S. 236-240

- MEYEN, MICHAEL: *Hauptsache Unterhaltung. Mediennutzung und Medienbewertung in Deutschland in den 50er Jahren*. Münster [Lit] 2001
- MEYEN, MICHAEL: Wer wird Professor für Kommunikationswissenschaft und Journalistik? Ein Beitrag zur Entwicklung einer Wissenschaftsdisziplin in Deutschland. In: *Publizistik* 49. Jg., 2004, S. 194-206
- MEYEN, MICHAEL: Geschichte der Kommunikationswissenschaft als Generationsgeschichte. Über den Einfluss prägender Lebenserfahrungen der zentralen Akteure auf die Entwicklung einer akademischen Disziplin im deutschsprachigen Raum. In: *Studies in Communication Sciences*, 7. Jg., 2007, S. 9-36
- MEYEN, MICHAEL; MARIA LÖBLICH (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte*. Köln [Herbert von Halem] 2004a
- MEYEN, MICHAEL; MARIA LÖBLICH: Warum Institutsgeschichte, warum Bausteine, warum gerade diese? Eine Einführung. In: MEYEN, MICHAEL; MARIA LÖBLICH (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte*. Köln [Herbert von Halem] 2004b, S. 9-19
- MEYEN, MICHAEL; MARIA LÖBLICH: »Ich habe dieses Fach erfunden«. *Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biografische Interviews*. Köln [Herbert von Halem] 2007
- NOELLE-NEUMANN, ELISABETH: Publizistik- und Kommunikationswissenschaft: ein Wissenschaftsbereich oder ein Themenkatalog? In: *Publizistik* 20. Jg., 1975, S. 743-748
- OPGENOORTH, ERNST: *Einführung in das Studium der neueren Geschichte*. Paderborn [Schöningh] 31989
- PFITZINGER, HANS: Chronik einer Eskalation. In: *taz* vom 9. August 2003, S. IV-V
- PICHT, GEORG: *Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation*. Olten [Walter] 1964
- PRESSE- UND INFORMATIONSAMT DER BUNDESREGIERUNG (Hrsg.): *Kommunikationspolitische und kommunikationswissenschaftliche Forschungsprojekte der Bundesregierung (1971-1974). Eine Übersicht über wichtige Ergebnisse*. Bonn [Presse- und Informationsamt] 1974
- PRESSE- UND INFORMATIONSAMT DER BUNDESREGIERUNG (Hrsg.): *Kommunikationspolitische und kommunikationswissenschaftliche Forschungsprojekte der Bundesregierung (1974-1978). Eine Übersicht über wichtige Ergebnisse*. Bonn [Presse- und Informationsamt] 1978

- PRESSE- UND INFORMATIONSAMT DER BUNDESREGIERUNG (Hrsg.): *Kommunikationspolitische und kommunikationswissenschaftliche Forschungsprojekte der Bundesregierung (1978-1985). Eine Übersicht über wichtige Ergebnisse*. 2 Bände. Bonn [Presse- und Informationsamt] 1986
- ROEGELE, OTTO B.: Ausbreitung, Lähmung, Konsolidierung – München 1963-1985. In: KUTSCH, ARNULF; HORST PÖTTKER (Hrsg.): *Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland*. Opladen [Westdeutscher Verlag] 1997, S. 62-109
- ROEGELE, OTTO B.: 1 + 50 Semester in München. Ein Bericht – anstelle einer Abschiedsvorlesung. In: ROEGELE, OTTO B.: *Plädoyer für publizistische Verantwortung. Beiträge zu Journalismus, Medien und Kommunikation*. Konstanz [UVK] 2000, S. 371-388
- ROEGELE, OTTO B.: In der Wissenschaft gibt es keine Schiedsrichter. In: MEYEN, MICHAEL; MARIA LÖBLICH (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte*. Köln [Herbert von Halem] 2004, S. 224-230
- ROEGELE, OTTO B.: Retter in höchster Not. In Memoriam. Als die Studentenunruhen die Münchner Universität bedrohten. Persönliche Erinnerungen an Peter Glotz. In: *Rheinischer Merkur* vom 1. September 2005, S. 21
- WAGNER, HANS: Aswerus, die DGPuK und das zeitungswissenschaftliche Kolloquium. In: MEYEN, MICHAEL; MARIA LÖBLICH (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte*. Köln [Herbert von Halem] 2004, S. 180-197
- WILKE, JÜRGEN (Hrsg.): *Die Aktualität der Anfänge. 40 Jahre Publizistikwissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz*. Köln [Herbert von Halem] 2005
- WISSENSCHAFTSRAT: *Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaften in Deutschland* (<http://www.wissenschaftsrat.de/texte/7901-07.pdf>) 2007